Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 5 (1915)

Heft: 41

Artikel: Die grosse Hemmung [Fortsetzung]

Autor: Trabold, Rudolf

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642331

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 41 — 1915 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 9. Oktober

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Dichterseele.

Von Georg Küffer.

Die Seele ruht wie ein träumender See.
Leis singen die plätschernden Wellen von Weh.

Am Ufer kauert ein düsteres Leid,
Senkt tief in die Fluten sein nächtliches Kleid. —

Darein streut der Morgen sein Sonnengold,
Das kräuselnd über die Wellen rollt.

Und mählich spiegelt sich im Blau
Der tagdurchglühte Weltenbau.

Ein Himmel wölbt sich! Das Leid entflieht,
Und aus der Seele erhebt sich ein Lied.

Aus „Seelchen" von Georg Küffer. Verlag von Huber & Cie. in Frauenfeld 1915. Ein duftiges Büchlein äußerlich und innerlich. Etwas ganz Merkwürdig-Eigenes: ein halbes Hundert gedanken-, form- und klangschöner Gedichte, die alle unirdische, stoffentkleidete, aber menschlich fühlende Wesen, eben die Seelchen, zu Trägern haben. Man sieht sich hingezogen zu den Quellen reiner Poesie, man durchwandelt mit dem Dichter das Paradies einer schönheitswachen Phantasie und fühlt sich beglückt und gehoben. — Der junge Berner Dichter stellt uns da eine Vorspeise auf, die uns auf das kommende Mahl mit großer Spannung warten läßt.

Die große Hemmung.

Novelle von Rudolf Trabold. 10

IX.

Dank der Freundin hatte Hilda den Brief doch an René gesandt, denn Colette ließ ihr nicht Ruhe, bis sie den Brief lesen durfte, und nach ihrer Meinung wäre es ein Verbrechen gewesen, wenn sie ihn nicht abgeschickt hätte.

Aber Hilda bereute es sofort als er weg war, denn sie schämte sich ihrer Sentimentalität. Es dauerte kaum acht Tage, da teilte ihr Herr Lamien die Neuigkeit mit, René sei zum Hauptmann befördert worden. Sie war stolz, sie gelobte sich, sie wolle seiner würdig werden, schrieb ihm Zeilen voll glühender Begeisterung und schwur ihm, sie sei zur Einsicht gekommen und werde alle Weichlichkeit ablegen. Mit kühnem Federzuge schloß sie: Es lebe die Revanche!

Erst nach Wochen bekam sie Antwort auf den Brief, den sie bedauerte abgesendet zu haben, aber die Worte Renés erfreuten und stärkten sie, denn er schrieb:

Der Krieg mordet und vernichtet nicht nur, sondern er schafft auch neue Werte. Er rüttelt uns auf, so daß wir zur Besinnung kommen und den Segen des Friedens, den wir nicht mehr groß geachtet, wieder schätzen lernen. Wir sind nicht zu Bestien geworden, denn unser Haß ist ein heiliges Feuer. Wer mir mein Liebstes rauben will, wer die Unschuldigen mordet, in trunkenem Siegeswahne die niedrigsten Verbrechen begeht oder geschehen läßt, den hasse ich, sofern ich nicht ein Schwächling bin. Wir sind an einer ernsten Arbeit im Weinberge des Herrn, in dem sich ein böses Unkraut breitzumachen begann. Die Frauen beurteilen den Krieg mit dem Herzen und wir Männer mit dem Kopf, das ist der große Unterschied.

Aber ich kann auch mit Dir fühlen, trotz allem, aber ich darf und will mich nicht müßigen Gefühlen hingeben, das solltest Du als verständige Frau verstehen, wenn Dir etwas an unserm ernsten Werke gelegen ist.

Glaube an den einen großen Gedanken, der mich und alle die erfüllt, die für die kommende Zeit ihr Bestes einsetzen und deren Segen ich mit Dir zu genießen hoffe. Ich denke immer an Dich und bleibe

Dein René.

Sie drückte den Brief an ihre Lippen. Er war der alte, großdenkende René, kein Zweifel blieb mehr in ihr.

Hoch stand er über ihr und bescheiden, demütig war sie geworden. Die klaren männlichen Worte des geliebten Gatten stärkten sie, hoben sie empor. Und sollte je wieder ein Zweifel über sie kommen, dann konnte sie aus dem Briefe neue Hoffnung, neue Kraft schöpfen. Und was er da sagte vom Weinberge des Herrn, das ermutigte sie zum alten Glauben an Gott, der sich wieder in ihr regte. Gewiß ging etwas Aehnliches in Rene vor sich. Sie begann wieder zu beten, aber nicht mehr wie zur Kinderzeit als gläubige Katholikin, sondern als ein demütiges, armes Menschenkind, das der Stütze des himmlischen Vaters bedurfte. Sie hielt mit bebenden Lippen Zwiesprache mit dem großen Unbekannten, der die Welt regierte, zu dem nun alle Völker emporsahen in ihrer Angst und ihrem geheimen Schuldbewußtsein. Sie fürchtete den Herrscher des Himmels und der Erde, sie wagte ihn kaum Vater zu nennen — und sie begann den Heiland als Fürbitter anzurufen, wenn sie schwer litt.

Das Wetter war kalt und naß. Man sprach von der Weihnachtszeit, las von den Geschenken, die in allen Ländern für die Krieger gerüstet wurden. Sie strickte für die Soldaten unermüdlich und brauchte für sich fast nichts. Frau Lamien hatte Bekannte in Lyon, wo sie häufig Besuche machte, und wollte auch Hilda einführen, aber dazu brachte sie es nicht. Ihre einzigen Besuche galten den Verwundeten, unter denen sie solche getroffen, die ihren Mann kannten und ihn rühmten. Darauf war sie stolz und dieser Stolz gab ihr wieder neues Leben, neue Zuversicht, wenn sie um René zu zittern begann. Sie bewunderte die Männer, die schon so viel Fürchterliches durchgemacht und dennoch ihre Lebensfreude nicht verloren, die geduldig hofften und wie echte Helden ausharren wollten.

Ins Militärlazarett kam sie seltener wie in die andern Spitäler. Als sie wieder einmal hinging, da trugen sie eben einen Soldaten zu Grab. Sie hatte seit ihrem Hiersein schon manchen Braven zur letzten Ruhe begleiten sehen von seinen Kameraden, und jedesmal gab es ihr einen Stich durchs Herz, wenn sie einen Sarg sah, den die blau-weiß-rote Fahne feierlich bedeckte. Heute fiel es ihr auf, daß keine militärische Begleitung dem Zuge folgte, keine Musik den Trauermarsch spielte und die Trikolore sich nicht über den Sarg breitete. Sie frug einen Verwundeten, der im Hofe stand, was diese seltsame Ausnahme bedeute. Er antwortete:

„Mein Gott, ja das ist eigentlich auch nicht recht, aber was wollen Sie, es ist einer von oben im dritten Stock. Der arme Teufel hat seine Haut durchlöchern lassen müssen, so gut wie ich, und gab sein Leben hin fürs Vaterland wie die Unsern, aber es ist nun einmal so, meine Kameraden, die als Gefangene bei den Preußen sterben, sie werden auch so sang- und klanglos verscharrt. Das ist eben der Krieg, Madame."

Hilda zuckte es im Herzen. Sie blickte hinauf zum dritten Stock, dort sollten die verwundeten Gefangenen sein — die Deutschen. Ihre Augen folgten dem Leichenwagen und anstatt die Verwundeten zu besuchen, verließ sie das Spital, ging in geringer Entfernung dem Wagen nach, der den Landsmann zum Friedhof führte. Sie tat es mechanisch, aber es zwang sie, es zu tun. Sie hörte einen Vorübergehenden sagen: „Man sollte den auf den Mist werfen, es ist noch zu schad für den Sarg."

Das ganze menschliche Elend und die grauenhafte Ungerechtigkeit, die auf dieser Erde herrschte, erfaßte sie. Sie irrte durch die Straßen, kam todmüde bei ihrer Wohnung an und legte sich nieder. Sie hatte den Wunsch, sie möchte die Augen für immer schließen, denn es schien ihr, was ihrer noch wartete, könne nur eine Fortsetzung ihres namenlosen Elendes sein.

Sie rang sich aber doch wieder durch. Wenn es nun einmal so war, sie wollte es mutig tragen, bis es zu Ende. Eines jedoch gelobte sie sich, die verwundeten Deutschen wollte sie besuchen, das war ihre heilige Pflicht. Sie teilte den Entschluß Colette mit und diese versprach alles zu tun, um die Erlaubnis zu erlangen. Es war dies nicht so leicht, da aber Colette den Oberarzt kannte, bekam sie die Bewilligung. Hilda kannte den Arzt ebenfalls und sie verhehlte nicht zu sagen, daß sie aus Deutschland stamme. Er wußte das bereits durch Madame Lamien und er begleitete sie selbst in den großen Krankensaal.

Die Freundinnen hatten ihre großen samtenen Besuchssäcke mit Datteln, Früchten, allerlei Süßigkeiten, Zigarren und Zigaretten gefüllt. Als sie den Krankenraum betraten, mußte Hilda eine Sekunde lang die Augen schließen und tief Atem holen, denn ihre Brust bewegten die traurigsten Gefühle. Nun aber überflog sie mit einem Blicke alle Betten. Die Kranken betrachteten die Frauen und ihre Augen blieben instinktiv auf der Gestalt der blonden Hilda ruhen, so sehr ging von ihr eine gewisse Kraft aus, die sie zu verbreiten schien. Hilda fand die Stärke, um sich vollständig zu beherrschen, obschon der Anblick sie ergriff. Sie war doch schon abgehärtet worden durch die vielen Spitalbesuche, die Luft, die hier herrschte, schien ihr sogleich den nötigen Widerstand gegen die Weichheit zu verleihen. Sie dachte kurz an René und was er wohl sagen würde zu ihrem Besuche hier. Doch zu weiteren Grübeleien hatte sie keine Zeit, denn sie standen vor einem Bette, wo der Arzt auf deutsch einen Schwerverwundeten ansprach, dem er, wie ihr schien, seine besondere Sympathie zuwandte. Als die ersten deutschen Worte an ihr Ohr drangen, kam es ihr vor, sie vernehme fremde Sprache. Der Arzt forderte sie auf:

„Bitte, Madame, sprechen Sie mit den Leuten deutsch, das macht ihnen Vergnügen."

Sie mußte sich wirklich einen Augenblick besinnen, als fände sie die Worte nicht, aber es war nur kurz, dann war der Bann der Zunge gebrochen.

Colette plauderte mit einem Unteroffizier, der sehr gut französisch sprach, während Hilda von Bett zu Bett ging, Trost zusprach, dies und jenes fragte und ihre kleinen Gaben verteilte. Die Verwundeten horchten auf, ihre Augen glänzten, sie sahen die schöne Frau wie eine Fürstin an, die da, einem guten Engel gleich, zu ihnen trat. Ein ganz junger Mensch, dem die Fieber die Wangen röteten, dessen Augen vom inneren Feuer wiederleuchteten, er wandte keinen Blick von Hilda. Er war der letzte, zu dem sie trat. Sie griff in ihren Sack, um ihm eine Gabe zu spenden, aber er war leer. Der Jüngling saß aufrecht im Bette, lächelte

sie an und als er sah, wie Hilda ganz niedergeschlagen wurde, als sie ihre Tasche leer fand, da reckte er nur die Hand aus und bat:

„Bitte, nur Ihre Hand; ah, es tut so wohl, einer edlen deutschen Frau die Hand drücken zu dürfen —."

Diese Worte schienen ihr wie ein süßes Labsal durch die Glieder zu rinnen. Sie hielt die Hand des fremden jungen Mannes lange. Sie hatte ihn nie in ihrem Leben gesehen, ebensowenig wie alle andern, aber als er sagte:

„Ich habe eine Schwester, der Sie, gnädige Frau, wie ein Tropfen Wasser ähnlich sehen," da kam es ihr vor, sie sei seine Schwester und sie wußte kaum, wie ihr geschah, sie beugte sich zu ihm und küßte ihn auf die Stirne. —

Colette stand neben ihr; sie verstund kein Wort, was die Beiden zusammen sprachen, aber die Tränen füllten ihr doch die Augen. Der Arzt aber verstand Hilda, die da antwortete: „Wir alle sind Schwestern und Brüder vor dem Allmächtigen."

„Ach, wie Sie mich glücklich machten," sagte der Jüngling beim Abschiede. Hilda strich ihm mit weicher Hand übers Haar, er lehnte sich in seine Kissen zurück, sie drückte ihm nochmals die Rechte und verließ sein Bett. „Aber ich komme wieder," hatte sie dem Kranken versprochen, und als sie zwischen den Reihen der Betten durchschritt, nickte sie lächelnd jedem zu. Zuerst hatte sie so bleich ausgesehen, daß man hätte meinen können, sie selber sei krank, jetzt aber überhauchten ihre Wangen ein feines Rot. Der Doktor konnte sich nicht enthalten, Colette zu sagen:

„Sie ist schön, Ihre Freundin, sie ist sehr schön und wie eine Fürstin so fein."

„Und sie ist so edel und gut, so mutig und großherzig wie keine Zweite," gab Colette zur Antwort.

Als die Freundinnen das Lazarett verlassen, begann Madame Lamien:

„Das war kein alltägliches Erlebnis. Ich habe es dir angesehen, wie es dein Herz aufwühlte, meine tapfere Hilda. Aber auch für mich war es nicht ohne großen Eindruck, das kann ich dir versichern. Ich bin froh, daß ich Dich begleitet habe. Ich dachte an meine beiden Vetter, die auch verwundet und gefangen in Sachsen liegen, wie glücklich wären die, wenn eine geborne Französin ihnen Trost spenden käme."

X.

Hilda hatte ein langes Schreiben abgefaßt, das die Rechtfertigung enthielt, warum sie ihre verwundeten Landsleute im Lazarett besuchte, so gut wie die andern. Es war nicht zum Absenden bestimmt, sie schrieb es mehr für sich selbst und hoffte, es später einmal René vorzulegen, wenn der Krieg vorüber.

Die nahende Weihnachtszeit verkündete den ersehnten Frieden noch nicht, aber dennoch hoffte Hilda in diesen Tagen mehr als je auf ein großes Erlösungswerk, das der Himmel bringen werde. René hatte eine begeisterte Karte geschrieben, in der er mitteilte, er sei für das Croix de guerre vorgeschlagen, dann aber kam keine Nachricht mehr. Sie hatte ihre Geschenke für ihn und seine Kameraden längst abgeschickt und konnte es kaum erwarten, was er dazu sagen werde, denn im Verein mit der Freundin hatten sie hübsche Ueberraschungen ausgedacht.

Colette hatte nun auch ihren Kummer, denn der Fuß ihres Mannes wollte nicht heilen und eine neue Operation mußte vorgenommen werden. Herr Lamien litt große Schmerzen, ohne viel zu klagen. Nach dem chirurgischen Eingriff ging es nun aber bedeutend besser. Sie hatte aber zur Folge, daß sein Bein kürzer wurde und der Fuß steif blieb. Colette jubelte aber innerlich, denn Henri wurde dadurch ganz dienstuntauglich und sie hoffte ihn auf Neujahr nach Annecy zu bringen, damit er dort ganz genesen möchte.

Am zweiten Weihnachtstage bekam Hilda die ersehnte Nachricht. Sie stammte jedoch nicht von Renés Hand, sondern vom Kommandanten, der schrieb:

Madame,

Aengstigen Sie sich nicht, verehrte Frau, ich habe Ihnen zwar keine freudige, aber auch keine traurige Nachricht zu geben. Bei einem heftigen feindlichen Angriffe unserer sehr exponierten Position, die Herr Hauptmann Balandrau heldenmütig bis zum letzten Augenblicke verteidigte, wurde er verwundet und fiel unglücklicher Weise in die Hände des Feindes. Er soll aber gut aufgehoben sein und wir werden Ihnen, verehrte Frau, bald genauere Nachrichten zukommen lassen.

Ihr Herr Gemahl, unser lieber Kamerad, hatte sich so sehr ausgezeichnet, daß ihm das militärische Ehrenzeichen nicht ausbleiben wird. Er ist ein Held und der Feind hat uns einen empfindlichen Schaden zugefügt, indem er uns den beispiellos Tapferen gefangen nehmen konnte.

Hilda fand die genaue Angabe, wann und wo ihr Mann gefangen geworden am Schlusse des Briefes. Sofort wendete sie sich an das Bureau der internationalen Gefangenenfürsorge in Genf, aber schon einige Tage später verließ sie mit Colette und Herr Lamien Lyon, da ihre Freunde nach Annecy übersiedelten, während sie nach Genf reiste, um von dort aus nach ihrem Gatten zu forschen.

Die Trennung wurde den Freundinnen auf der Zweigstation nicht leicht. Colette kam es vor, sie müsse für immer Abschied nehmen, obschon Hilda sich so ruhig und voller Zuversicht zeigte. (Fortsetzung folgt.)

Serbien im europäischen Kriege.

Im lauten Getümmel des Weltkrieges, nachdem sich neue Kriegsschauplätze aufgetan, nachdem in Galizien und Polen ein riesenhaftes Ringen begann, wäre Serbien, das in der Geschichte des verhängnisvollen Jahres 1914 eine so gewichtige Rolle spielte, beinahe in Vergessenheit geraten, wenn nicht die neue gegen dieses Land geplante deutsch-österreichisch-bulgarische Offensive mit einemmal wieder die Aufmerksamkeit der Welt auf diesen Wetterwinkel Europas gelenkt hätte. Just zur rechten Zeit erscheint ein Büchlein über Serbien, das uns wertvolle Vorstellungen über dieses Land vermittelt. Die Leser dieses Blattes erinnern sich der Publikation der bekannten Zürcher Reiseschriftstellerin C.